

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 199 (1920)

Artikel: Grenzkonflikt : Humoreske
Autor: Brüderlich, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-377096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er dem Lande durch 88 Jahre treu gedient und sei mit mehreren Söhnen und Töchtern begabet. Er bat darum, daß er, seine Kinder und deren Nachkommen beiderlei Geschlechtes, für gefreite adelige Landinsassen des untern und obern Rheintales erklärt werden, und alle Gnadenrechte und Freiheiten der dortigen Bürger genießen sollen. Sie sollen aber, samt ihren Gütern, niemandem als der Landesobrigkeit, resp. dem Landvogt unterworfen sein. Darunter war auch die Befreiung vom Verspruchsrecht für alle, irgendwo zu kaufenden Güter, ebenso von allen Gemeindesteuern verstanden! Die katholischen Orte willfahrten diesem anspruchsvollen Wunsche wirklich. Das ganze Rheintal aber lehnte sich dagegen auf, mit dem Hinweis auf die für sie daraus erwachsenden Unzukömmlichkeiten. Wie schwierig würde es z. B. für Handwerker, wenn sie solche Herren, die nicht willig zahlen wollten, nicht vor dem Richter erster Instanz und am Orte, sondern vor der Tagsatzung in Baden verklagen müßten. Wenn die Beflerischen Nachkommen sich mit Edelleuten aus dem Reiche verheiraten, und alle deren Kinder und Enkel haben Steuerfreiheit und Befreiung vom Verspruchsrecht, können also ihre Vermögen im Rheintal völlig frei anlegen und alle schönsten Güter kaufen, so wäre das ein großer Schaden für die Alteingesessenen. Sei es doch seiner Zeit sogar dem Grafen von Hohenems nicht gelungen, obgleich er „als ein niederer Gerichtsherr zu Widnau und Hasbach mehr gewesen, als ein Beflerischer Nachkommender in dem Rheintal“. Lange Verhandlungen, die sich durch 6 Jahre hinzogen, führten

zu einem Vergleich, nach welchem die Familie Befler über den, ihnen schon gehörenden Stauffacherhof hinaus höchstens noch für 20000 Gulden Güter kaufen dürfen, für die sie aber gleiche Steuern zu zahlen haben, wie andere Rheintaler. Im übrigen unterstehen sie den gleichen Gesetzen und Gerichten, wie diese. Die Familie Befler hielt sich auf dem Hofe und in den Ämtern bis zu Marx Friedrich, Landammann im Rheintals Tode im Jahr 1763. Dann ging die Besizung an die Tochter, Maria Anna Franziska, Frau des Marschalls Salis von Sizers, über.

In alle diese komplizierten Verhältnisse hinein fuhr die Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, wie ein Feuer in dürres Gras. Die Untertanenschaft der einen Schweizer unter die andern, die sog. niedere Gerichtsbarkeit und alle andern alten Standesvorrechte brachen zusammen. Neue Ordnungen, die alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleichstellten, wirklich republikanisch-demokratische Regierungen entstanden. Vor der neuen Freizügigkeit ließen sich auch die alten Zugrechte nicht mehr halten. Neuer Handel und Wandel, bessere Verkehrswege und dergleichen brachten Ein- und Ausfuhrmöglichkeit, die herrschaftlichen Güter gingen fast durchwegs in die Hände der Rheintaler zurück. Am längsten behielt die Spitalverwaltung und Bürgergemeinde St. Gallen ihr Reb Gelände fest. Aber auch sie sieht heute nur auf dem, zudem sehr reduzierten Gute im Kobel bei Bernegg.

Vielleicht erzählen wir ein andermal noch etwas mehr von den andern Höfen und Schloßlein jener schönen, reichen Gelände.

Grenzkonflikt.

Humoreske von Friedrich Bröderlich.

Die Akten und Berichte über einen schweren Grenzkonflikt kamen auf meinen Tisch geflogen und da es sich um eine wichtige Sache handelt, die leicht zu einer Katastrophe ausgewachsen wäre, so sei hier alles wahrheitsgetreu und ausführlich berichtet.

1. Deutsches Reich.

Am 10. Oktober 1916, morgens 8 Uhr, stand der Unteroffizier im 119. Landsturmabteilung, Gottfried Wehrle, seines Zeichens Gastwirt in Rühlleben im badischen Schwarzwald, vor dem 62jährigen Leutnant und Kompagnieführer des Grenzschißes, Herrn Gutseel, Amtsgerichtsrat a. D. in Friedlingen im Königreich Württemberg und nahm den Tagesbefehl in Empfang. Da klopfte es an die Tür und ein schwächlicher Soldat, mit überlangem Hals und eben solchen Beinen und Armen, trat ein mit den Worten: „Füßler Johann Guller meldet sich aus dem Lazarett zur vorübergehenden Dienstleistung beim Grenzschiß behufs Erholung.“

Der Kompagnieführer erhob sein weißes Haupt, sah dem Manne freundlich ins Auge und fragte: „Sie waren krank, was hat Ihnen gefehlt?“

„Melde gehorsamt, Rheuma und Boneumonie, alles jeholt in die Sommer Schlacht, wo ich mir zu sehr echauffiert habe. Et jing da doll her.“

„Donnerwetter“ sagte Gutseel, „alles mögliche. Da haben Sie wohl das Eiserne Kreuz gekriegt?“

„Det ist so'n Maleur, Herr Kompagnieführer. Wir waren nämlich vier Gullers in der Kompagnie gewesen, da is doch wohl so 'ne Verwechslung vorgekommen und Guller der zweite oder dritte hat's gekriegt. Einjeben bin ich jedenfalls worden.“

„Gut“ sagte der Leutnant. „Sie können abtreten, warten Sie draußen!“

Guller verschwand und der ehemalige Amtsrichter, dem so manches Menschen schicksal vor den Augen und in den Akten gestanden hatte, schlug den Militärpaß des Guller auf und sagte ruhig zu dem Unteroffizier:

„Er war früher Seemann, dann Krämer, und ist heute Rechtskonsulent. Passen Sie auf, er ist ein Windhund.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Als Wehrle die Kompagniestube verließ, stieß er auf Guller den Vierten, nahm ihn fest ins Auge und sagte: „Hier werden keine Extrawürscht gebrate. Sie mache Dienst wie alle andere! Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier!“

„Trinken Sie Kaffee und dann lassen Sie sich vom Posten vor dem Gewehr den Grenzweg zeigen. Anzug: Mütze, Gewehr mit zwei Patronentaschen mit je zwei Kugeln. Abmarsch 9 Uhr. Sie gehen bis zur Wache bei Grenzstein 475 und lassen sich dort vom Unteroffizier vom Dienst ihre Ankunft bescheinigen. An der Grenze dürfen Sie kein Schweizergebiet betreten, Sie passen auf, daß niemand die Grenze nach oder von Deutschland überschreitet, auch dürfen keine Waren, vor allem auch keine Lebensmittel, über die Grenze aus Deutschland gebracht werden; wer auf Anruf nicht steht, auf den wird geschossen. Sie müssen aber vermeiden, auf Schweizergebiet hinzuschießen. Haben Sie verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier.“

„Und daß du mir aufpaßt und keine Dummheiten machst, sonst fliegst du trotz deiner Sommeschlacht ins Loch! Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier.“

„Abtreten!“

2. Schweiz.

Am gleichen 10. Oktober 1916, morgens 8 Uhr 35 Minuten, trat der Korporal Jakob Wehrli (mit dem i), von Beruf Gastwirt im Ziffikon, Kanton Zürich, in die Kanzlei der schweizerischen Landsturmwatche, wo der Oberleutnant Kurzenbager registrierte und sprach: „Korporal Wehrli meldet sich aus dem Urlaub zurück.“

„Guet,“ sagte Herr Kurzenbager auf halb schrift-halb schweizerdeutsch. „Haben Sie sich guet erholt von Ihrer Influenza?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant, es geht wieder.“

„Korporal Wehrli, Sie könnten bei dem schönen Wetter einen kleinen Spaziergang zur Erholung machen und mir einen Gefallen dabei tun. Gehen Sie die Grenze entlang bis zur Grenzwatche bei Grenzstein Nr. 487 und sagen Sie dem Herrn Leutnant Thomann, ob er heute Abend um 8 Uhr zum Fassen in den „Hirschen“ kommen wollte. Hängen Sie das Gewehr um und kontrollieren Sie die Posten und geben dann Bericht; ich erwarte Sie erst gegen 6 Uhr Abend. Sie können es also gemütlich abmachen.“

„Zu Befehl und beschte Dank, Herr Oberleutnant. Korporal Wehrli meldet sich ab!“

Er machte stramm rechtsumkehrt, ging vergnügt lächelnd hinaus, dachte so für sich, der Kurzenbager ist doch ein chaibe liebe Kerl und gar kein starke Mann, nahm auf seiner Stube schmunzelnd das gebratene Boulet, nebst einer Flasche Kirsch und vier braune Weckli, die er alle aus dem Urlaub mitgebracht hatte, aus dem Reisesack, steckte die guten Sachen in den Tornister, schnallte ihn schmunzelnd mit einem fröhlichen Zungenschlag zu und ging um 5 Minuten vor 9 Uhr in den schönen Wald, wo im Sonnenschein der Grenzweg in der Richtung auf den Grenzstein 487 führte.

3. Schweiz

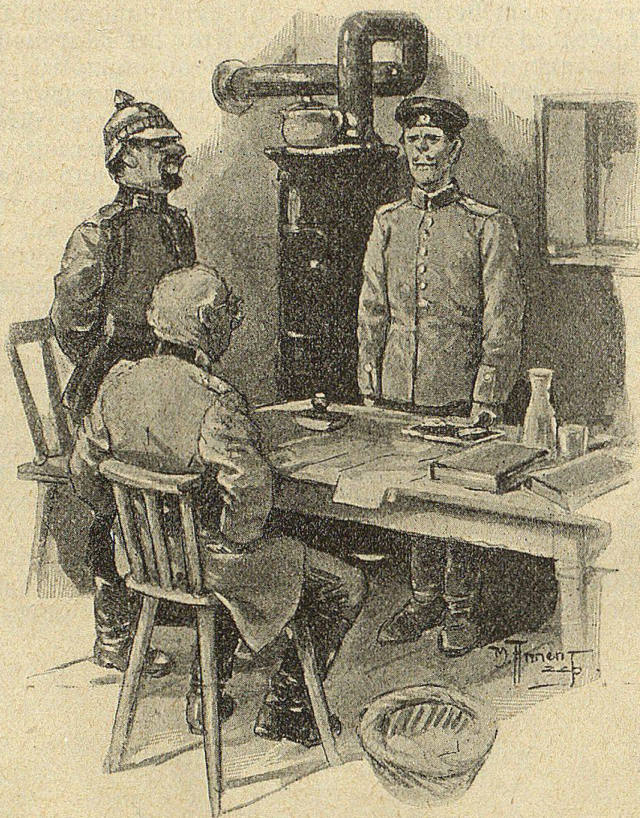
und Deutschland.

Johann Guller der Vierte zog um 9 Uhr in Deutschland auf dem schmalen Pfädelein, das schwere Landsturmstiefel in den zwei Kriegsjahren in den Waldegrund getreten hatten, die Grenze entlang. So konnte es nicht fehlen, daß der Vertreter der deutschen bewaffneten Macht mit demjenigen der Schweiz zusammentraf. Gullers Spürnase witterte sogleich an dem Behagen, das der andere ausströmte, daß hier vielleicht etwas zu holen sei. Für alle Fälle

entschloß er sich zu einer Huldigung vor dem Vertreter Helvetiens und erwies dem darauf nicht ganz vorbereiteten Korporal Wehrli eine für einen kommandierenden General ausreichende Ehrenbezeugung. Angenehm überrascht, erwiderte in kameradschaftlicher Weise die Schweiz diesen militärischen Beweis nachbarlicher Freundschaft und Hochschätzung. Guller hatte ein paar helle Streifen am Arm des Wehrli erblickt; schon war er seiner Sache sicher, der andere war ein Unteroffizier. „Also heißt es Erfurcht markieren, mein lieber Johannes,“ dachte er so bei sich. Nach fünf Schritten blieb er stehen, nahm stramme Haltung an und das Gewehr ab, richtete über die Grenze weg vorschrittmäßig sein Antlitz auf den Vorgesetzten von drüben und sprach mit bescheidener Donnerstimme: „Ich bitte den Herrn Feldwebel eine Bitte vortragen zu dürfen.“

Heldenaue sah in Heldenaue und Korporal Wehrli aus Ziffikon öffnete den Mund und sprach: „Guet, Guet.“

„Herr Feldwebel, ich komme jerade von die Sommeschlacht und weiß daher nich so ganz genau Bescheid



mit die Frenze. Ich müchte aber um Gotteswillen der Schweiz nich zu nahe treten. Der Herr Feldweibel hätten vielleicht die Güte, mich uff die wichtigsten Merkmale von det Schweizergebiet uffmerksam zu machen."

"Sie müend nur die Stei da aluege, von eim Stei zum andere lauft d' Gränze."

"Danke, jehorsamst, Herr Feldweibel," sprach ehrerbietig Guller, der fast kein Wort verstanden hatte, "det will ich mir merken. Denn bei die juten neutralen Beziehungen zwischen unsere Regierungen wäre det ein großes Unglück, wenn ich det schöne Schweizerland, det ich wie mein zweites Vaterland liebe, in Ungelegenheiten bringen könnte."

"Sind Sie scho i der Schwyz gsi?" fragte Wehrli. "Det will ich jlooben, alle Jahre im Frieden erhole ich mir bei Ihnen, ich bin nämlich in meiner Zivilprovision Geheimrat. Da jehe ich mit meine Frau, det ist de Viktoria, allemal in die Schweiz, wann die großen Ferichstferien kommen. Immer ruff uff die Berje, Jungfrau, Mong Blang, Finster Nashorn, eial ruff, immer feste weg!"

Dem Korporal Wehrli stiegen Zweifel auf an der Echtheit Gullerischer Berichte, er fragte vorsichtig: "Da händ Sie doch en Führer gna?" "Nee," sagte Johann Guller, "det machen wir alles alleene mit die Beene."

Wehrli lachte freundlich; jetzt wär's eigentlich Zeit, den Fremden mit dem großen Maul los zu werden, aber chaibe lustig war es doch!

"Gelled Sie, Sie sind vom Norden?"

"Herr Feldweibel, ich versichere Ihnen, der Herr Feldweibel sind ein großer Kenner von die Dialekte, mir hält ein jeder für einen Württemberger, aber Sie haben stantepede die Wahrheit entdeckt, meine Wiege stand im Norden, jar nicht weit von's Meer, wo wir noch die scheensten Berje haben, wie die Mäggeberge und die Rehberge, alles nich weit von der Küste."

Wehrli zog unterdessen eine lange Pappschachtel hervor, wählte mit Sorgfalt zwei Brissagos aus und reichte eine dem Manne vom Meer in der Hoffnung, dem andern auch was Neues bieten zu können. "Da," sagte er, "rauched Sie emal was feins Schwyzersches, was Sie nüd kanned."

Ungerührt nahm sie Johann der Vierte, wie eine alte Bekannte in die Hand, prüfte sie sorgsam, steckte sie in den Mund, natürlich ohne den Strohalm herauszuziehen, brachte sie daher erst nach mancher Mühe in Brand, meinte aber doch: "Jehorsamsten Dank, Herr Feldweibel sind zu jütig, aber uff Ehre, det ist meine Lieblingsorte, die rooche ich immer, wenn ich in Ihrem scheenen Lande mir amüsiere. Aber um Himmelswillen, Herr Feldweibel, ist det nich verbotene Einfuhr oder Ausfuhr, oder gar Konterbande?"

"Nei, nei, das macht nüt. Die chönned sie ganz rühig rauche. Aber de Strohalm müend Sie usezieh, sucht schmöcht sie nüd guet."

"Da brate mir eener eenen Storch. Seit die Sommeschlacht und seit Hindenburg mir det E. K. 1, det iis Eisernez Kreuz Erster Güte, an die Brust

jeheftet hat, ist mir oft det Gedächtnis wie weggeblasen. Ich jehe, Sie betrachten meine Heldenbrust, aber ich bin ein demokratischer Mann und mache keen großes Ufheben von meine Ordens und Ehrenzeichen. Nur an Kaisers Geburtstag und Sonntag nachmittag, wenn Viktoria dabei is, muß ich se tragen."

Herrn Wehrli, dem Ehrenmanne aus dem Lande, wo Orden und Ehrenzeichen nicht blühen, schien das angemessen und verständig, drum nickte er freundlich mit dem Kopfe und stellte die unbedachte Frage: "Also sind Sie bi der Sommeschlacht dabi asi?"

Hätte er geschwiegen und als wahrer Neutraler seine Gefühle vorschriftsmäßig beherrscht, so wäre der schwere Grenzkonflikt nicht gekommen, der sich nun in zwingender Folge entwickelte. Wa um zeigte auch der Schweizer Wehrli ein so unneutrales Interesse an der Sommeschlacht, in der doch nur die Weltgeschichte für ein Jahrhundert bestimmt wurde und die doch die Schweiz gar nichts angeht.

Johann der Vierte fand nämlich dadurch den Faden seiner Rede wieder und sprach die geflügelten Worte:

"Zu Befehl, Herr Feldweibel! In die Sommeschlacht wäre ich um 'n Haar druffsejangen. Fünf Kugeln und zwei faustgroße Granatsplitter hatte ich im Tornister sitzen; det olle Bieft von nem Affen, uff det ich immer so jeschumpfen habe, det hat mir det Leben jerettet. Das muß ich Ihnen ad oculos demonstrieren. Erlauben Sie mal, Herr Feldweibel, eenen kleenen Dojenblick Ihren Tornister, drehen Sie Ihnen nur so een kleen bissen um; so da wär er ja. Ich darf ihn wohl eenen Momang übernehmen, damit ich das Schweizer Staatsgebiet nicht betrete."

Ehe sich's Wehrli versah, ergriff mit geübter Hand Guller den eidgenössischen Sack und schwang ihn über die Grenze. Interessiert schaute Wehrli zu, da bekam er einmal aus erster Hand Schlachtberichte, das war was anderes als die abgeklärten Heeresberichte in dem "Seeboten".

Der Schlachtkämpfer öffnete die Riemen und deutete auf verschiedene Stellen des Felles, wo Kugeln ein und ausgetreten waren. Indem er die Klappe hochschlug, explizierte er: "Hier, Herr Feldweibel, jing der eene Granatsplitter durch, mittienmang quer jegen den Rücken, zum Glück blieb er in einer wollenen Unterhose etwa hier stecken, da wo hier det kleene Paket liegt"; dabei stieß er mit dem spizigen Zeigefinger kräftig durch das Einwickelpapier durch und der herrlich knusperisch gebratene Hahn (auf Schweizerdeutsch: Poulet) trat klar zutage.

Das war, wie die Philologen sagen der psychologische Moment; hier trat die Peripethie des Dramas ein, die vielleicht zur Katastrophe geführt hätte, wenn nicht gerade so wie im griechischen Drama ein deus ex machina sich eingestellt hätte. Doch eilen wir den Ereignissen lieber nicht voraus. Gullern lief das Wasser im Munde so zusammen, daß er in seinem Schlachtbericht eine Kunstpause machen mußte; dann zeigte er mit merkwürdig zerstreuten Worten auch noch den Weg des anderen Granatsplitters und stieß dabei auf ein paar herzige Wedli, die friedlich neben der Flasche Zuger Kirsch lagen.

Der Menschenkenner und Korporal Wehrli merkte bald, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung war, denn der andere schien die Sommeschlacht ersichtlich vergessen zu wollen und blickte immer nur sinnend auf den Tornister. Als Mann von Welt meinte drum Wehrli: „Wänd Sie es Tröpfli vom Kirsch, Herr Kamerad?“

„Danke gehorsamst, Herr Feldwebel,“ sprach Johann Guller, entkorkte die Flasche und goß sich seinen recht großen Trinkbecher voll, nahm die Hacken zusammen und rief: „Auf Ihre Gesundheit, Herr Feldwebel!“ Wehrli sagte etwas traurig: „Prost“ und hielt seinen Becher hin, um doch auch noch etwas von seinem Kirsch zu erwischen.

Aber nun trat etwas ganz unerwartetes ein. Johann Guller sprach ebenso toternst wie verbindlich: „Bedaure unendlich, Herr Feldwebel, die Ausfuhr von Lebensmitteln und leistreiche Getränke aus Deutschland ist verboten. Ich kann Ihnen zu meinem Bedauern keenen einzigen Tropfen spenden und darf Ihnen, so leid es mir tut, auch den Inhalt des Tornisters, soweit es sich um Lebensmittel handelt, nicht herausgeben. Ich kenne genau die diesbezügliche Vorschriften, ich verstehe mir hervorragend uff det Völkerrecht, ich bin ja Jurist, wie ich Ihnen gesagt habe, und Gehorsam ist die erste Soldatenpflicht. Mich ze machen, Herr Feldwebel, jänzlich auszuschlossen.“

Wehrli schwante was, aber das kam zu schnell über ihn. Da lag 1½ Schritt vor ihm sein Tornister, sein Boulet, sein Kirsch und seine Weckli und er sollte sie nicht wieder haben. Er wollte sie mit der Hand langen, aber Johann Guller trug sie fünf Schritte weiter ins Innere Deutschlands und sagte: „Herr Feldwebel, ich kann beim besten Willen nicht ohne Erlaubnis des großen Hauptquartiers der bewaffneten Macht eines benachbarten Staates keene Grenzüberschreitung gestatten. Sie müssen sich nich uffregen, Herr Feldwebel, die Sache ist uff den Instanzenweg wahrscheinlich jar nich so schwer zu ordnen. Det jet durch die Gesandtschaft in Bern, in Gemeinschaft mit der volkswirtschaftlichen Abtheilung des Schweizerischen Politischen Departements des Bundesrates an das Reichsamt des Innern bei uns, et wird eine Eingabe an die S. S. S. jemacht, die drei Instanzen

werden die Sache entscheiden und in längstens sechs Monaten haben Se alles wohlbehalten wieder. Ich werde mir für Ihnen verwenden, die Sachen gehören ja Ihnen, det is ja sonnenklar, et is nur een unglücklicher Zufall, det die Plamotten über die Grenze gekommen sind. Der Ausfuhr von leeren Tornister steht aber wohl nicht im Wege, det kann ich mit meinem Gewissen vereinbaren. Da is er.“

Korporal Wehrli sah seinen leeren Tornister an und dann packte ihn —, sit venia verbo —, der furor teutonicus. Was, er sollte nicht sein Eigentum haben, nicht das, was ihm so viel Freude versprach, genießen dürfen, weil eine ideale Linie, ein Machwerk der Menschen, eine Grenze dazwischen lag, weil ein Maulheld sich deshalb aufblähte und auf blöde Vorschriften berief, weil er sagte, er verstehe sich aufs Völkerrecht und wer weiß noch alles? Hier handelte es sich ja gar nicht um Vorschriften, das war Raub, Diebstahl, jedenfalls eine kolossale Gemeinheit. Hier hieß es handeln, drum rief er: „Du Sauschwab, gibst du mir mini Sache wieder oder du sollst mich kennelehre.“ Wütend pflanzte er das Bajonett auf das Gewehr.

Eben so schnell, aber seelenruhig zog Johann Guller sein Seitenge-

wehr und steckte es auch auf seine Flinte. Es war noch um zwei Handbreit länger als das der befreundeten neutralen Macht und funkelte unheimlich in der Sonne. „Wenn Sie, Herr Feldwebel, mir Insektivien an den Kopf werfen, so werde ich Ihnen meine Protektion bei der Wiedererlangung der Lebensmittel entziehen“, bemerkte Johann Guller, „und dann stecken Sie die Plempe ruhig wieder ein. Ich bin ein Beschützer von den kleinen Nationen, aber ich sage Ihnen: ehe Sie den Boden meines von mir verteidigten Vaterlandes betreten, sind Sie ein toter Mann. Nur über meine Leiche geht der Weg in mein Land.“

„Guet“, sagte Wehrli, „gäsch du weg, du Hanswurscht, oder du sollst öppis gseh.“ Er schob einen Patronenrahmen in die Kammer des Gewehrs, sicherte aber doch vorschriftsmäßig. Der andere tat dasselbe und war fast noch schneller damit fertig, aber der Schlingel sicherte nicht einmal, wie Wehrli mit Unwillen bemerkte.



So standen sich zweier Länder Heldensöhne schußfertig an der Grenze gegenüber; statt das Poulet und die Weckli und was ein jeder von guten Gaben hatte, freundschaftlich zu teilen und sich als Nachbarn zu lieben, trachteten sie einander nach dem Leben!

Eine Verührung an dem Drücker und die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und der Schweiz nahmen hier ihren blutigen Anfang. Eine Wendung im Weltkrieg, vielleicht die Entscheidung über das Menschenschicksal dieser Erde hing von dem Entschluß des Herrn Wehrli ab. Es ist nicht auszu-denken, welch weiterer Jammer, welche neuen unerhörten Opfer der Menschheit hierdurch entstanden wären. Schauernd schließt sich das seelische Auge bei diesen Gedanken.

Aber seid ruhig, liebe Leser! Wehrli war Deutschschweizer und so siegte in ihm der Staatsgedanke über den Individualismus. Er sagte sich ganz richtig, daß er wegen seines Poulets doch nicht gut einen Menschen töten und die Schweiz und sich, sowie den Herrn Oberleutnant Kurzenhager in Unannehmlichkeiten bringen dürfe. Er werde schon sein Recht bekommen oder das Poulet und die Weckli kriegen, vorausgesetzt, daß sie der andere nicht vorher auffraß. Aber die individuelle sittliche Entrüstung wenigstens überwog doch den Staatsgedanken und so kam es, daß Wehrli über die Grenze rief: „Du Chaib, du Sauischwab, du Malefizchaib, der Tüfel soll dich hole, Schwindelchaib usw.“

Und von drüben tönte es herüber: Halt die Lust an, oller Saukopp, Duffel, oder id schlage dir de Quasseldrüse platt wie'n Fannfuchen, du hast wohl lange keene Backzähne mehr jeschluckt usw.“

Wie die homerischen Helden schrien sie und trampelten wild mit den Beinen, doch die heilige Grenze hielt sie noch von einander ab. Aber wer weiß, was geschehen wäre, wenn dieser ungezügelte Zorn der Streiter noch lange getobt hätte? Gottlob! Da teilten sich die Büsche und die runderliche Gestalt des Herrn Unteroffiziers Gottfried Wehrle (mit dem e) erschien auf dem Kampfplatz, wirklich, wie der Deus ex machina im griechischen Drama.

Wehrle sah die Streitenden zunächst ratlos an, schließlich sagte er zu Guller: „Was gib'ts hier, seid ihr alle verrückt geworden?“ Dann richtete er den Blick auf das Schweizer Gebiet und rief bekümmert aus: „Bischt du's, oder bischt du's nüd, Jakob Wehrli von Zysikon? Was ischt. Was händ ihr dann miteneand?“

Wie eine Kanne Del auf die sturmgepeitschten Wogen wirkte der Anruf: Die Streiter setzten die Gewehre ab und warfen sich nur noch bedrohliche Blicke zu.

„Grüß Gott, Cousin Wehrle“, sagte der Wehrli (mit dem i), „guet, daß du chunisch. Din jubere Soldat hät mir mis Poulet und d' Weckli samt dem Kirisch gstohe.“

Entrüstet sah Wehrle (mit dem e) seinen Schutzbefohlenen an: „Guller, was hab ich dir Windhund denn gesagt?“

„Der Herr Unteroffizier“, sagte Guller in strammer Haltung, „haben mir befohlen, alle Vorschriften zu

beachten und keinen Menschen rein und keine Sachen aus Deutschland raus zu lassen. Det hab id jetan, mit Jesahr meines Lebens hab id meine Pflicht gegen det Vaterland erfüllt.“

„Wie kommt denn das Zeug hierüber“, fragte Unteroffizier Wehrle.

„Der Kerl hätz gnah, us mim Tornister hätt er's gstohe“, schrie Wehrli.

„Und der hat mir's selber rüber gereicht“, rief Guller, „und da die Ausfuhr von Nahrungsmitteln verboten ist, so konnte id sie doch nicht zurückgeben. Det ist doch so klar wie dicke Tinte. Det sieht doch jedes Kind ein.“

„Ja“ sagte Korporal Wehrli, „er hat meinen Tornister verlangt, um mir zu zeigen, wo in der Sommeschlacht die Kugeln durchgegangen sind, dabei hat er das Poulet und die Weckli gefunde, den Kirisch hat er schon zum größte Teil usgsoffe, der Windhund, der Mulheld.“

„Det war, Herr Unteroffizier, een unjüdllicher Zufall, dat id jerade uf die Lebensmittel stoßen mußte, die id entsprechend des mir jegebenen Befehls nich mehr zur Ausfuhr gelangen lassen durfte. Da id vermeiden mußte, in der Richtung nach der Schweiz zu schießen, habe id den Mann, der mir beleidigte, leben lassen müssen, aber id habe mit eigener Lebensgefahr die Vorschriften behütet.“

Unteroffizier Wehrle hätte an Weisheit ein König Salomo und in der Auslegung internationaler Beziehungen ein Wilson sein müssen, um hier das Urteil zu fällen; das war er sicher nicht, aber er war jezt Unteroffizier und Soldat und das entband ihn von aller richterlichen Weisheit. Drum fand er eine sehr einfache Lösung, er kommandierte nämlich nur:

„Stillgestanden! Das Gewehr über. In der Richtung auf Grenzstein 475 ohne Tritt, Marsch!“

Also setzte sich Johann der Vierte, „ohne Tritt“ in der Richtung auf Grenzstein 475 in Bewegung und verschwand in etwas trauriger Haltung und nicht ohne Sorgen und Kümmernisse in den Büschen. Er hätte hier wieder einmal feststellen können, daß der preußische Militarismus ersichtlich über wohl-ermorbene Rechte gesiegt hatte.

Wehrle wartete eine Minute, dann reichte er Wehrli die Hand und darauf sein Poulet, holte auch die Weckli und die Flasche Kirisch, die stark angebrochen an eine Baumwurzel angelehnt in der Sonne blinkte und gab ihm alles über die Grenze.

„Da, lieber Vetter, hast du deine guete Sache wieder. Nichts für unguet, der Windhund hat dich wüßt geärgert, ich werd's ihm gehörig verdanken, darauf kannst du dich verlassen.“

„Merci beaucoup“, sagte Wehrli strahlend vor Freude, „das häsch du guet gmacht“, und mit einem Seufzer der Erleichterung, „binah hätz es Malör gäh!“

„Auf den Schrecke laß uns eins trinken“, meinte Wehrle und zog aus seinem Tornister eine große Flasche roten Königstühler hervor, füllte den Becher und reichte ihn dem Schweizer Vetter. „Proscht“, sagte der. „Was meinscht, könnted mer nüd zämme das Poulet ässe?“

„Warum nüd“, erwiderte ehrlich der Deutsche. Hurtig setzen sich die beiden Enkel der gemeinsamen Großmutter an den nächsten Grenzstein und teilten miteinander, was sie Gutes hatten, fröhlichen Herzens und aufrichtiger Seele. Röstlich mundete Gabe und Gegengabe, denn geteilte Freude ist doppelte Freude.

Als das letzte Weckli und das letzte Hühnerbein an die Reihe kam, rauschte es in den Büschen und Johann Guller der Vierte kam von seinem Gang nach Grenzstein 475 zu rück. Eigentlich wollte er melden, daß er den Befehl richtig ausgeführt habe. Als er aber die Hühnerbeine, die Weckli und den Rotwein sah, ließ ihm das Wasser so im Munde zusammen, daß er sein sonst so öffnungsfrohes Maul nicht aufbrachte. Drum ging er in strammer Haltung, aber mit gebrochenem Herzen und etwas grün vor Neid vorüber. Die Vorschrift verlangte, daß er den schmausenden Vorgesetzten scharf ansehen mußte, auch das wurde ihm nicht geschenkt. Sein Magen knurrte ganz vernehmlich und laut. Hinter der nächsten Hecke machte er Halt, spuckte erst eine gewaltige Woge Wasser aus, wischte eine Horneszähre aus dem zugekniffenen Auge, sagte — wohl zu dem rebellischen Magen —: „Halt die Kresse“ und dann dreimal: „Schweinehund“ und murmelte in sich hinein: „Morjen werde ich Sozialdemokrat“; dann verließ er auf seinen dünnen Stelzbeinen, die leicht eingeknickt waren, diese ungastliche Gegend.

Die beiden Wehrles (mit e und i) sahen sich ein wenig aus den Augenwinkeln an, lachten fröhlich

auf, gaben sich die Hand und sagten: „Broscht“. Wehrle (mit dem e) zog aus der Tasche zwei wundervolle Hamburger Zigarren, die um den dicken Bauch ein goldenrotes Bändchen hatten, auf dem sogar „Exquisitos“ stand; er reichte eine dem Nachbar

brachte alle beide in Brand und bläuliche, lieblich duftende Wölklein zogen über den sonnigen Waldgrund.

„Du, Better Wehrli“, sagte der Deutsche, „so soll es jedem gehen, der seinem Nachbar Liebles tun will. Wär's nicht besser, Menschen und Völkler gäben einander, was sie Schönes und Gutes haben, und gönnten einander ihre Freuden. Da fassen sie die Vorschriften immer falsch auf, reden vom Völkerrecht und bedrohen und neiden sich. Wär's nicht schöner, wenn sie's alle machten, wie wir zwei.“

„Ja“, sagte Korporal Wehrli, „wir zwei sind auch Cousins, drum ist's leichter.“

„Das ist ja wahr“, meinte Wehrle, „aber wenn man's recht bezieht, sind wir doch alle Brüder, denn wir sind ja alle Gottes Kinder.“

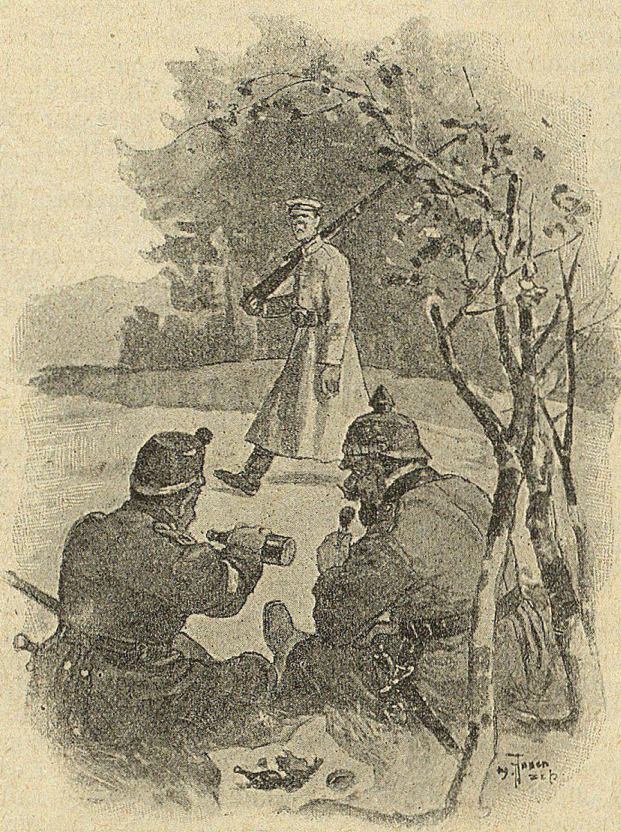
„Da häst du recht“, sagte Wehrli, und trank mit Andacht den letzten Tropfen aus. „Wir sind

alle Brüder.“

„Ja, wir sind alle Brüder“ wiederholte nachdenklich Wehrle.

Ein lieblich Waldböglein aber, das die ganze Zeit kopfschüttelnd dem sonderbaren Treiben der drei feldgrauen Männer zugeschaut hatte, warf sich jubelnd in die Lüfte . . .

„Und die Böglein im Walde, sie singen so wunderwunderschön.“



Sunneshyn.

Dur d'Sunneshyten use
Het's Sunneshyn bis gnue,
Stoht mänge Baum, und weiß es nit,
Wo hi der Sunneshyn tue.

Dur d'Schatteshyten abe
Mängs Stüdeli stoht do
Duegt s Läbelang nom Sunneshyn
Und gseht doch nüt drvo!

Bis all Sunneshyn zäme
Wo niemer frogt drvo
Und gang drmit uf Schattehalb
's wird jedes übercho!

Josef Reinhart.